

Zeitschrift: Jahresbericht : Dokumentationen und Funde / Archäologie Baselland
Herausgeber: Archäologie Baselland
Band: - (2017)

Artikel: Grabungen und Bauuntersuchungen
Autor: Marti, Reto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-803574>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

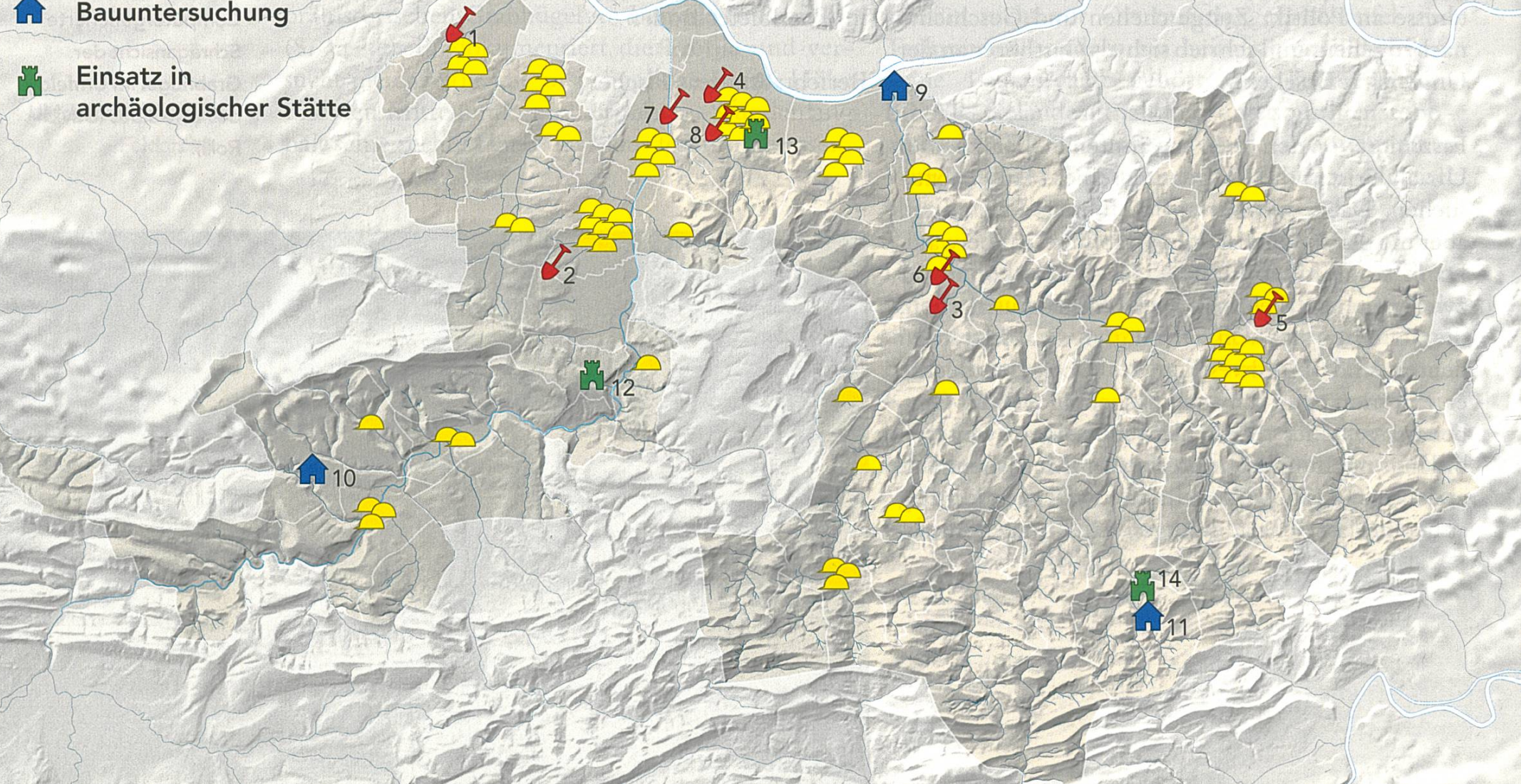
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

-  Baustellenkontrolle
-  Notgrabung
-  Bauuntersuchung
-  Einsatz in archäologischer Stätte



Grabungen und Bauuntersuchungen

Die Archäologie Baselland hat den gesetzlichen Auftrag, auch geologische Fundstellen von wissenschaftlichem Wert, die bei Bodeneingriffen ans Licht kommen, zu dokumentieren und zu erforschen. Da wir selber über keine Fachleute für Geologie verfügen, erfolgt die Erforschung in enger Zusammenarbeit mit Spezialistinnen und Spezialisten der Naturhistorischen Museen von Bern und Basel sowie den Geoarchäologen der Universität Basel. Unser erster Beitrag im diesjährigen Reigen der Fundmeldungen stellt eine solche Untersuchung vor.

Sind es welche oder nicht? Die gut erhaltenen Hügel im Leiwald bei Reinach sind schon lange bekannt. Aber handelt es sich dabei wirklich um prähistorische Grabhügel? Eine Sondiergrabung, ausgelöst durch die stark fortschreitenden Zerstörungen durch wühlende Dachse, gibt erste Auskünfte.

Ein römerzeitliches Badehaus, endlich einmal eine echte beziehungsweise sicher datierte Römerstrasse, eine riesige, in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts nach modernstem Bauplan errichtete Scheune oder der Nachweis eines weiteren «Mehrreihen-Ständerbaus» aus der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts sind weitere Highlights aus unseren Feldeinsätzen in einem ereignisreichen Jahr.

Reto Marti

< **Wichtige Notgrabungen und Bauuntersuchungen sowie Baustellenkontrollen und Einsätze in archäologischen Stätten der Archäologie Baselland im Jahr 2017 (vgl. die Liste auf der folgenden Seite).**

Grabungen

- 1 Allschwil, Rosenberg (Geologie)
- 2 Reinach, Leiwald (Urgeschichte)
- 3 Liestal, Langhagstrasse 36 (Römerzeit)
- 4 MuttENZ, Fasanenstrasse (Römerzeit)
- 5 Ormalingen, Gaissacker (Römerzeit)
- 6 Liestal, Rathausstrasse (Mittelalter, Neuzeit)
- 7 MuttENZ, Einfahrt Süd (Neuzeit)
- 8 MuttENZ, Baselstrasse (Neuzeit)

Einsätze in archäologischen Stätten

- 12 Pfeffingen, Burg
- 13 MuttENZ, Vorderer Wartenberg
- 14 Eptingen, Witwald

Bauuntersuchungen

- 9 Augst, Hauptstrasse 40
- 10 Röschenz, Oberdorfstrasse 60
- 11 Eptingen, Läuferfingerstrasse 5

Baustellenkontrollen

Allschwil: Baselstrasse 157, Feldstrasse,
Hochwasserrückhaltebecken, Langen-
hagweg, Lützelbachweg
Arboldswil: Moosweg, Underdorf 17
Arlesheim: Bruggweg
Binningen: Bündtenmattstrasse, Im
Kirschgarten, Margrethenstrasse 10,
St. Margarethen, St. Margrethengut
Bottmingen: Therwilerstrasse, Weich-
selmattstrasse
Bubendorf: Gsaltenweg 3
Buus: Kehrweg, Laigweg
Dittingen: Hübelweg
Duggingen: Hasenägarten
Füllinsdorf: Giebenacherstrasse, Grund-
ackerstrasse, Hinterberg 9
Gelterkinden: Auf der Staffeln 8, Büt-
zenen, Haldenweg, Höldeliweg (2×),
Hofmatt 1a, Ischlagweg, Keltenweg,
Rünenbergstrasse 43
Giebenach: Marksteinweg 7
Laufen: Bauerngasse, Centralstrasse,
Viehmarktgasse

Lausen: Sonnenweg 3
Liestal: Buchenweg, Langhagstrasse 36,
Oberer Burghaldenweg, Rathausstras-
se, Rebgasse 2–4
Lupsingen: Höhenweg
Münchenstein: Baselstrasse 93, Emil
Frey-Strasse, Lehengasse 28, Tram-
strasse 20, Transitwasserleitung
Muttenz: Dürrbergstrasse, Fasanen-
strasse, Hinterzweienstrasse, Hofacker-
strasse 56, Rothbergstrasse, Schul-
strasse, Südanbindung Auhafen,
Wachtelweg 11
Ormalingen: Buchsweg, Gaissacker,
Schlossweg 26
Pratteln: Emanuel Büchel-Strasse,
Meierhofweg 22, Unterer Rütscheten-
weg (2×), Zehntenstrasse 66
Reigoldswil: Dorfplatz, Rüschel, Sta-
cherweg 6
Reinach: Amselweg, Blauenstrasse 1–3,
Brunngasse (2×), In den Nussbäumen
7, Jupiterstrasse 10, Schneidergasse,
Stockackerstrasse 43

Sissach: Bischofsteinweg, Zunzger-
strasse, Zunzgerstrasse/Heidengässli
Therwil: Kirchrain 6/8/10, Lindenfeld-
weg 11
Ziefen: Leimenweg
Zunzgen: Schulgasse
Zwingen: Dorfstrasse 6, Hochwasser-
schutz

Zusammenstellung wichtiger geologischer Vorgänge für die Region Basel. Der mehrfache Wechsel zwischen Eisvorstössen ins Mittelland und Warmzeiten hat auch in der Region Basel deutliche Spuren hinterlassen (Rentzel et al., Eine kurze Geschichte des Rheins. Jahresbericht der Archäologischen Bodenforschung Basel-Stadt 2014, 108–135).



Allschwil, Rosenberg: geologische Grenzerfahrungen

Am sprichwörtlich äussersten Zipfel des Baselbiets, am Rosenberg in Allschwil, stand 2016 eine grosse Baugrube offen, die bis unmittelbar an die Schweizer Landesgrenze reichte. Der von weitem sichtbare künstliche Geländeeinschnitt folgte einer markanten, von Löss bedeckten Hangkante am Übergang von der flachen Niederterrasse zum Sundgauer Hügelland. Schon ein erster Augenschein machte deutlich, dass hier ein wichtiges geologisches Fenster vorlag, das einen Blick weit zurück in Vorgänge während des Eiszeitalters erlaubte: Gebildet während mehrerer Kalt- und Warmphasen, zeichnen die ungewöhnlich gut erhaltenen Ablagerungen die Entstehung der Landschaftsgestalt des Rheintals auf eindruckliche Weise nach.

Im Rahmen einer detaillierteren Begutachtung wurden die stellenweise bis zehn Meter hohen Baugrubenwände zunächst gereinigt, anschliessend nach geologisch-bodenkundlichen Kriterien beschrieben und schliesslich mittels Bodenproben dokumentiert. Entnommen wurden vor allem Sedimente für mikromorphologische Analysen

und naturwissenschaftliche Datierungen (OSL). Gleichzeitig erstellte die Archäologie Baselland mit Hilfe eines Laserscanners die Plangrundlagen sowie eine Serie von entzerrten Fotos der Profile. Obschon die naturwissenschaftliche Auswertung der Proben noch aussteht, lassen sich Aussagen zur Schichtabfolge machen, die unter anderem auf

**Blick von Allschwil
zum Sundgau mit der
grossen Baugrube am
Rosenberg.**



Mathias Lutz und Tina Lander von der Universität Basel (IPNA) beim Reinigen der steilen Baugrubenwände im pulvrigen Löss.

Vergleichen mit nahen geologischen Aufschlüssen in Sierentz (F) oder in der ehemaligen Tongrube Allschwil beruhen.

Einen guten Überblick über die Schichtverhältnisse vermitteln die Profilwände entlang der West-Ost verlaufenden Aushubkante, just auf der

Achse der Landesgrenze. Nach Reinigung der Wände zeigte sich bereits eine erste Überraschung in Form von gut erhaltenen, gegen fünf Meter dicken Schichten aus Rheinschottern, die sich hier in den älteren geologischen Untergrund aus Sandsteinen der Meletta-Schichten (Tertiär, ca. 34 Mio Jahre alt) eingefressen hatten. Beide Formationen bilden am Rosenberg als deutliche Hangkante den eigentlichen Südrand des Oberrheingraben.

Erstaunen mag die markante Höhenlage der Rheinschotter: Mit 296,30 Metern über Meer liegen sie mehr als 50 Meter über dem aktuellen Flusspegel und entsprechen somit einer ehemaligen «trocken gefallen» Kiesebene des Rheins. Ein unmittelbar unter einem Grenzstein aufgenommenes Bodenprofil zeigt diese im Gelände ansonsten kaum sichtbaren Schotter. Aufgrund ihrer Lage werden sie der sogenannten Hochterrasse – einer eiszeitlichen Schmelzwasserablagerung – zugewiesen. Bei näherer Betrachtung zeigt sich, dass der alpine Kies mit seinen Sandlinsen rostrot verfärbt und ausserordentlich stark verwittert ist. Ein weiteres Mass für die enorme Verwitterungsinten-



sität ergibt sich anhand der Tiefe der Entkalkung, die bei über vier Metern liegt. Als Vergleich dazu seien etwa die heutigen Waldböden (Luvisol) auf der höheren Muttenzer Hard angeführt, die sich im Verlauf der letzten 15 000 Jahre rund einen Meter tief in den Schotter hinein entwickelt haben. Für die Hochterrassenschotter vom Rosenberg lässt sich daraus ableiten, dass diese einst eine alte, stabile Landoberfläche bildeten, die während mehrerer zehntausend Jahre einen Waldboden trug.

Oberhalb der Hochterrasse liegt eine über sechs Meter mächtige Abfolge von gelben bis braunen Windstaubablagerungen. Diese auch als Löss bezeichneten Feinsedimente sind das Ergebnis kaltzeitlicher Staubanwehungen aus ehemals vegetationsarmen Gletschervorfeldern des Rheintals. Sie bilden auf den Hochzonen südlich von Basel, etwa auf dem Bruderholz oder ob Binningen, flächendeckende, teils dünenähnliche Ablagerungen. Als Folge von Bodenbildungen während Warmphasen der Zwischeneiszeiten verwitterten die ursprünglich gelben Löss unter einer Vegetationsdecke und wurden so zu braunen, tonigen Lösslehm.

Am Rosenberg lässt sich anhand der geologischen Schichten U₅ und U₄ eine erste Lössaufwehung beobachten, auf die anschliessend eine Phase intensiver Bodenbildung (Luvisol, Waldboden) folgte. Dieser Verwitterungsvorgang veränderte Schicht U₄ zu einem dunkelbraunen, mit Eisenausfällungen durchsetzten Lösslehm. Aufgrund

**Einblick in den Boden
an der Grenze zu
Frankreich, mit den
rötlich verwitterten
Rheinschottern der
Hochterrasse.**

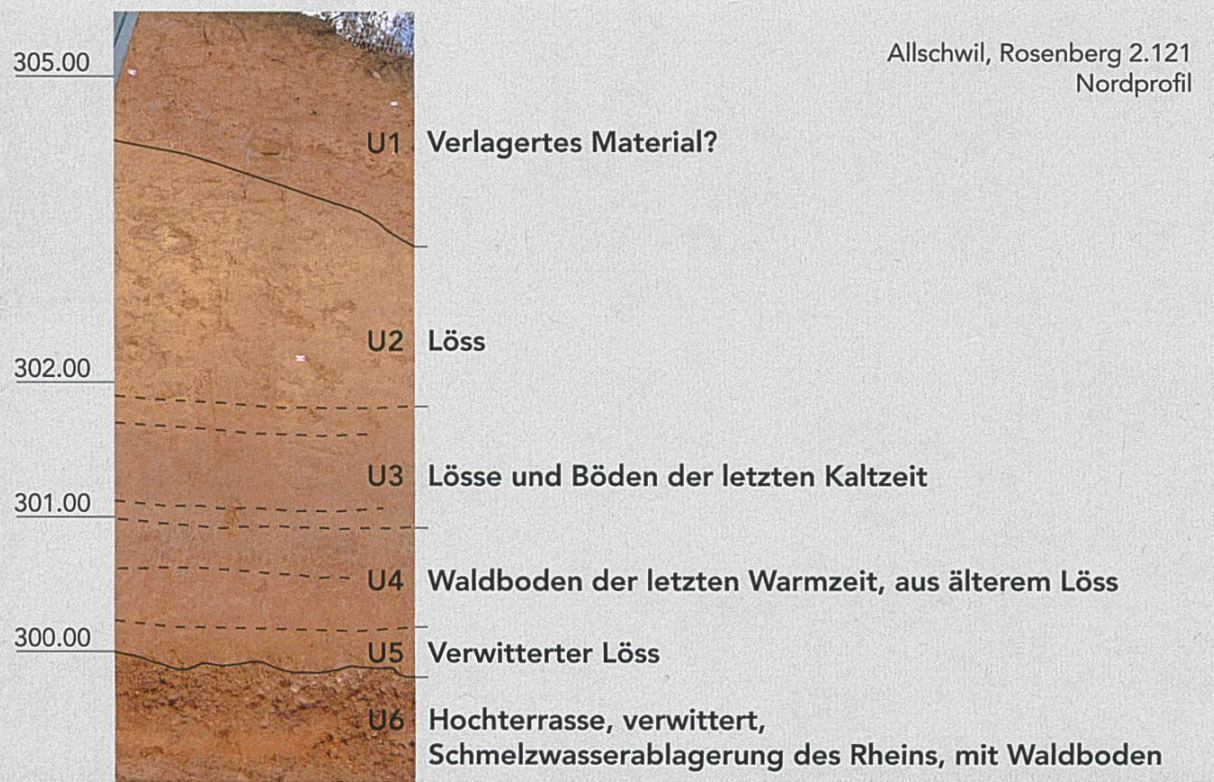


**Rheinschotter und Wind-
staub: das geologische
Archiv vom Allschwil
gibt Blick auf die Land-
schaftsgeschichte der
letzten 250 000 Jahre.**

seiner Ausprägung und stratigraphischen Lage dürfte es sich um den Waldboden der letzten Warmzeit zwischen 130 000 und 115 000 Jahren vor heute handeln (Eem-Interglazial). Diese ehemalige Landoberfläche liegt begraben unter dem rund meterdicken Paket U₃ aus Lössablagerungen

und verwitterten Lössen, wie sie andernorts aus frühen und mittleren Zeitabschnitten der letzten Vereisung bekannt sind. Ohne radiometrische Datierungen sind allerdings keine näheren Angaben zur Zeitstellung möglich. Mit Schicht U₂ folgt darüber ein mehrere Meter dicker, gelber Löss, der noch kalkhaltig und somit unverwittert ist. Analoge Ablagerungen in Sierentz (F) und der Tongrube von Allschwil werden dort in die jüngste maximale Kältephase der Würm-Eiszeit um 24 000 Jahre vor heute datiert.

Die neuen geologischen Aufschlüsse am Rosenberg stellen einen weiteren interessanten Puzzlestein dar, der unsere Kenntnisse zur regionalen Landschaftsentwicklung während des Eiszeitalters erweitert. Obschon bislang undatiert, lassen sich die vom Bagger freigelegten Schichten dank ihrer charakteristischen Ausprägung bedeutenden landschaftsgeschichtlichen Vorgängen zuordnen. So sind die Hochterrassenschotter die Folge von breiten Schmelzwasserströmen des Rheins, gebildet während Vorstößen der Gletscher ins Schweizer Mittelland vor rund 250 000 bis 300 000 Jahren.



In diesem Zusammenhang mag interessieren, dass neueste radiometrische Datierungen an Schotterablagerungen oberhalb Pratteln, aus denen der berühmte altsteinzeitliche Faustkeil stammt, in den gleichen Zeitabschnitt der sogenannten «Grossen Vergletscherungen» weisen. Dass die Hersteller des Faustkeils von Pratteln als Jäger und Sammlerinnen auch in der Flussebene des heutigen Rosenbergs umherstreiften, ist somit durchaus denkbar.

Während klimatischer Warmphasen innerhalb dieser «Grossen Vergletscherungen» entstand in Allschwil ein tiefgründiger, rötlicher Schotterboden, der anschliessend durch kaltzeitlichen Windstaub bedeckt und konserviert wurde. Das letzte Interglazial ist gekennzeichnet durch einen bereits tiefer liegenden Rhein und braune, lehmige Waldböden auf den Lösskuppen. Starke Spuren in der Landschaft hat die letzte Kaltzeit hinterlassen: Während sich auf der Hangzone mehrere Meter mächtige Lössdeckschichten akkumulierten, reichten die eiszeitlichen Schmelzwasserablagerungen des Rheins (Niederterrasse) bis an den Hangfuss des Rosenbergs und ebneten so mit ih-

ren Schotterfeldern das Terrain für die künftige urbane Entwicklung einer ganzen Region.

Durchführung und Bericht: Philippe Rentzel und Christine Pümpin, IPNA der Universität Basel
November 2016

Erkenntnisse für die nächste Forschergeneration: Studierende der Universität Basel auf der Fundstelle.



Reinach, Leiwald.
Schnitt durch den
westlichen Grabhügel.
Die Aufschüttung ist
praktisch nicht vom
natürlichen Untergrund
zu unterscheiden.



Reinach, Leiwald: ein erster Schnitt bringt etwas Gewissheit

Die 1970 erstmals gemeldeten Grabhügel im Leiwald bei Reinach waren schon 2015 Thema in unserem Jahresbericht. Die durch Dachse und Füchse verursachten Gänge liessen bereits damals eine Notgrabung als dringend angezeigt erscheinen. Die Arbeitslast der vergangenen Jahre liess jedoch nur ein sporadisches Absuchen des Auswurfes zu. Funde wurden dabei nie gemacht.

Im Spätsommer 2017 hatte die Archäologie Basel-Stadt endlich die Kapazitäten, um zumindest den stärker durchlochten westlichen Hügel anzugreifen. Mit Hilfe eines Kleinbaggers wurden ein 3,5 Meter breiter und 22 Meter langer Schlitz vom Rand bis zur mutmasslichen Mitte des Hügels plus eine zweite kleinere Fläche von $3,5 \times 5$ Metern ausgehoben. Die Sondierung verfolgte drei Ziele. Erstens sollte sie belegen, dass die Hügel menschlichen und nicht natürlichen Ursprungs sind. Zweitens wollte man allfällige Grabeinbauten dokumentieren, bevor sie von Tiergängen unwiderstehlich zerstört werden, und drittens sollten Funde von Beigaben eine zeitliche Einordnung der mutmasslichen Grabstätten erlauben.

Auf den ersten Blick erscheinen die Ergebnisse der Ausgrabung ernüchternd. Grabeinbauten wie Steinsetzungen oder Überreste von Holzkammern kamen nicht zum Vorschein. Immerhin bestätigte aber eine geoarchäologische Untersuchung mit grosser Wahrscheinlichkeit die künst-

**Zwei der
möglicherweise vier
Grabhügel im Leiwald
zeichnen sich im Relief
sehr deutlich ab.**



Die wenigen geborgenen Keramikfragmente stammen von einem rund 2600-jährigen Kegelhalsgefäss.

liche Aufschüttung des Hügels aus lokalem tonigem Löss. Unterstützt wurde dieses Resultat von Scherben und einem Sandstein, die ebenfalls nur dank menschlicher Aktivität in den Hügel gelangt sein können. Auch wenn die Anzahl der Keramikfragmente bescheiden ist, lassen sie doch eine erste Antwort auf die dritte Frage zu: Sie waren

Teil eines einzigen grossen, reich verzierten Kegelhalsgefässes und datieren die Grabhügel damit in die frühe Eisenzeit, auch Hallstattzeit genannt. Kegelhalsgefässe kommen häufig als Grabbeigaben vor und enthielten vielleicht Speise- oder Getränkebeigaben. Teilweise werden sie aber auch als Urnen verwendet, was auf eine zeitübliche Kremation hindeuten könnte. Die Datierung wird gestützt durch die ^{14}C -Analyse eines geborgenen Holzkohlestückens, das ein Resultat um 760–550 v. Chr. lieferte (ETH-84529, 2495 ± 25 BP).

Nicht nur in Reinach findet am Übergang von der Bronze- zur Eisenzeit ein Wechsel von Flach- zu Hügelgräbern statt. Ein Höhepunkt dieses frühkeltischen Totenbrauchtums ist das berühmte, um 550 v. Chr. aufgeschüttete Hügelgrab des «Fürsten» von Hochdorf. Diesem wurden nicht nur viele persönliche Gegenstände wie Waffen und Schmuck beigegeben sondern auch Möbel wie eine Sitzbank aus Bronze oder ein Prunkwagen. Dagegen wir-



ken die in Reinach gemachten Funde geradezu erbärmlich, was dem beigabenarmen Grabritus zu Beginn der Eisenzeit entsprechen würde. Mit ihren rund 40 Metern Durchmesser sind die hier behandelten Hügel im Vergleich zu anderen frühen Fundstellen in der Schweiz wie zum Beispiel Unterlunkhofen (Kt. Aargau) mit vier Metern jedoch auffallend gross. Sie gemahnen eher an später zu datierenden Grabstätten, in denen nicht nur ein Brandgrab liegt, sondern zahlreiche (Körper-) Bestattungen Platz finden, wie zum Beispiel in der Hard bei Muttenz.

Fazit: Wie so oft wirft eine archäologische Untersuchung mehr Fragen auf als sie beantwortet. Warum konnten wir nur so wenige Funde bergen? Wurde dem oder der Toten wirklich nur wenig mitgegeben? Liegt es daran, dass wir zu wenig tief gegraben oder das Zentrum des Hügels verfehlt haben? Wurde der Hügel nach der Eisenzeit beraubt und die Schandtät sorgfältig vertuscht? Die

Antworten schlummern immer noch im Boden, und vielleicht wird sich wieder einmal eine Gelegenheit für eine Nachgrabung ergeben.

Örtliche Leitung: Jan von Wartburg

Bericht: Andreas Fischer

August bis September 2017

Die Scherben aus dem Grabhügel sind vom gleichen Typ wie das Prunkgefäß von Reinach, Mausacker (Rekonstruktion Sabine Bugmann).



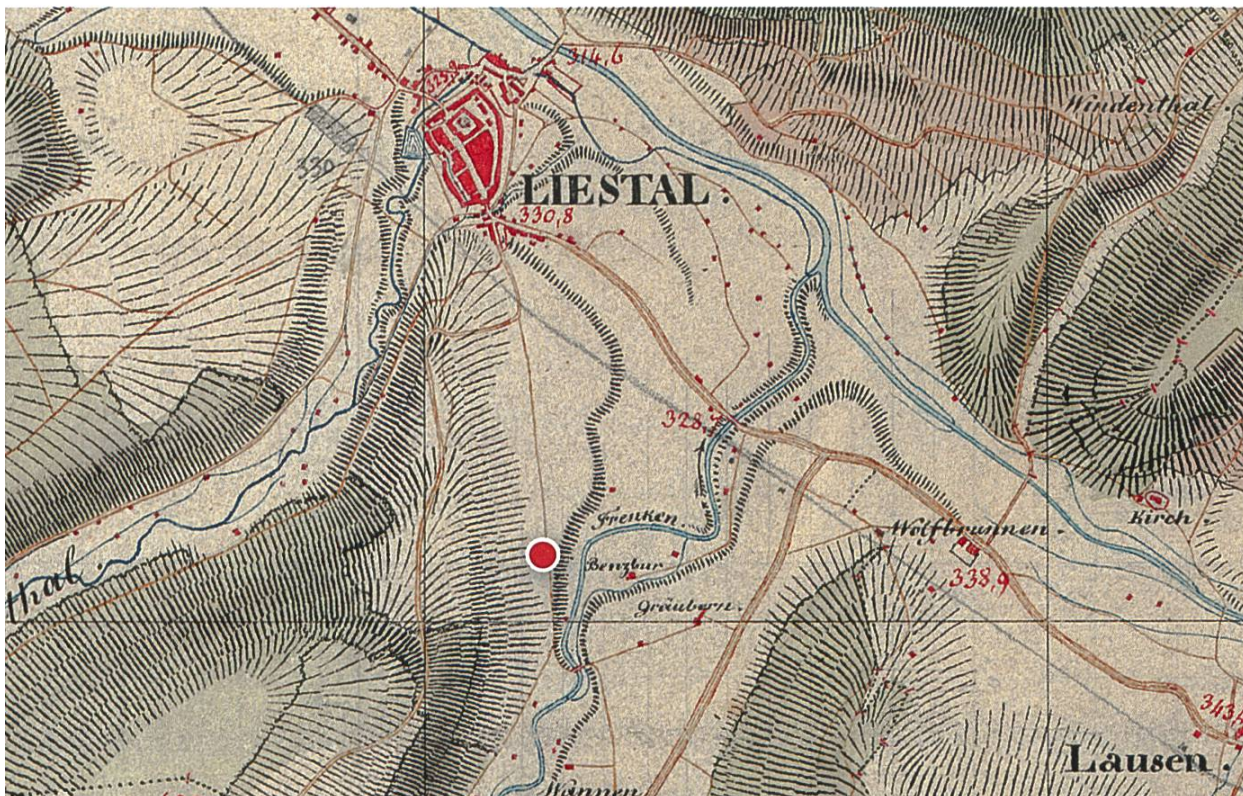
Liestal, Langhagstrasse 36: Datierung einer historischen Strasse

Liestal, Langhagstrasse.
Auf der Baaderkarte von 1838–1844 ist der Verlauf der alten Hauensteinroute als dünne Linie von Liestal nach Süden verzeichnet.

Der bevorstehende Bau eines Einfamilienhauses ergab die Gelegenheit, einen Strassenkoffer flächig zu untersuchen, der bereits mehrmals westlich entlang der Langhagstrasse festgestellt worden war. Der Strassenabschnitt gehört aufgrund der Streckenführung zur römischen Juratransversale von Liestal über den Oberen Hauenstein nach

Oensingen. Im Bundesinventar der historischen Verkehrswege der Schweiz IVS wird dieser historische Verlauf als von nationaler Bedeutung eingestuft. Nur: Bisher ist es noch nie gelungen, den Abschnitt entlang der Langhagstrasse einwandfrei in die Römerzeit zu datieren.

Der historische Verlauf führte von der Liestaler Altstadt direkt gegen Süden, wo nach rund einem Kilometer die Frenke beim Steinenbrüggli überquert wurde. Danach zog die Strasse weiter südwärts in Richtung Neuhof und Bad Bubendorf. Die moderne Langhagstrasse folgt dem historischen Verlauf bis vor das Steinenbrüggli. Noch um 1900 war sie ein einfacher Feldweg und komplett unverbaut. Im Laufe des 20. Jahrhunderts wurde der Weg zur Strasse ausgebaut, ausgehend von der Altstadt entstanden die ersten Häuser. Der kiesige Koffer des älteren Trassees leicht westlich der aktuellen Langhagstrasse wurde dabei über zehn Mal angeschnitten und in Skizzen und auf Fotos festgehalten.



Im Unterschied zu den früheren Untersuchungen wurde der Strassenkörper im neuen Aufschluss nicht nur im Querschnitt dokumentiert, sondern auch flächig untersucht. Das Grabungsteam legte die Oberkante des in der Mitte gewölbten Kieskoffers auf einer Länge von insgesamt 15 Metern frei. Mittels einer Metalldetektorsondierung konnten über 40 Eisenobjekte aus dem Kies geborgen werden, die meisten davon aus den obersten 20 Zentimetern. Unter den bestimmaren Elementen befanden sich über ein Dutzend römische Schuhnägel sowie ein römischer Schlüssel. Nachrömische Funde fehlen.

In den Schnitten, die nach dem Abbau des rund fünf Meter breiten Koffers angelegt wurden, zeigte sich die Wölbung der Strasse erneut. In der Mitte des Befunds war der Kieskoffer über einen Meter dick. Ein randlicher Graben war weder in der Fläche noch im Schnitt zu beobachten. Die Quer-

schnitte zeigten auch, dass sich von der Hangseite, also von Westen her, durch Erosion Sediment über dem Strassenkörper abgelagert hatte. Es ist deshalb gut denkbar, dass der Verlauf aufgrund der ständigen Ablagerung von Sedimenten im Laufe der Nutzungszeit langsam immer weiter gegen Osten «wanderte» – bis zur heutigen Strasse hin.

Der helle Kies des Strassenkoffers zeichnet sich gut im braunen Lehm ab. Blick gegen Norden.



**Schnitt durch den
Strassenkörper, der
von einer massiven
Schicht aus Gehänge-
lehm überlagert wird.
Blick gegen Süden.**

Unter dem Strassenkörper zeigt eine dunkle Lehmschicht mit Holzkohlefragmenten dessen Bauniveau an. Der Bereich des zukünftigen Verlaufs wurde dabei vor dem Aufkoffern mit Kies horizontal ausplaniert. Die Radiokarbon-Analyse eines Kohlestücks ergab ein Alter am Beginn der jüngeren Eisenzeit, zwischen 400 und 200 v. Chr.

Da es keinerlei Funde gibt, die auf eine keltische Entstehungszeit hinweisen, ist wohl davon auszugehen, dass die Probe aus dem Kernholz eines alten Baumes stammt. Vielleicht musste ein mehrhundertjähriger Waldbestand dem Infrastrukturprojekt der Römerzeit Platz machen.

Die erste flächige Untersuchung der Strasse war ein voller Erfolg: Dank ihr ist die Strasse nun definitiv als römerzeitlich datiert. Wann genau sie entstand und wie lange sie in Betrieb war, lässt sich vorläufig noch nicht eruieren. Das Fehlen von mittelalterlichen Funden zeigt aber, dass der dokumentierte Verlauf westlich der heutigen Langhagstrasse nach der Römerzeit bereits nicht mehr in Nutzung war.

Örtliche Leitung und Bericht: Jan von Wartburg
November 2017





Die Karte mit den Siedlungen und den wichtigsten Verkehrsachsen der Römerzeit zeigt die Lage der Fundstelle (rot) an der direkten Verbindungsstrasse vom Ober- rheintal durch den Jura und weiter in Richtung *Salodurum* (Solothurn) und die Westschweiz ins Rhonetal.

Muttenz, Fasanen-
strasse. Die dunklen
Flecken der Brand-
schüttungsgräber
sind deutlich im hellen
Lehm zu erkennen.
Blick gegen Süden.



Muttenz, Fasanenstrasse: fünf Brandgräber am Rand der Baugrube

Im Jahr 1954 wurden bei Kanalisationsarbeiten an der Muttenzer Fasanenstrasse ein schlecht erhaltenes Skelett und ein Tongefäss gefunden, das sich als Urne eines römischen Brandgrabs entpuppte. Zur Römerzeit gab es sowohl die Körper- wie auch die Brandbestattung. In letzterem Fall wurde der Verstorbene meist auf dem Brandplatz, der *Ustrina*, nahe des späteren Bestattungsortes auf einem Scheiterhaufen eingeäschert. Aus der Asche des Brandes wurden die Knochenreste des Toten, der sogenannte Leichenbrand, ausgelesen und bestattet. Geschah dies in einer einfachen Grube, spricht man von einer Brandschüttungsgrube. Manchmal wurde der Leichenbrand aber auch in eine Ton- oder Glasurne gefüllt und diese im Boden vergraben.

Aufgrund der Funde von 1954 wurden die Aushubarbeiten für den Bau mehrerer Gebäude direkt östlich der Fasanenstrasse eng durch die Archäologie Baselland begleitet – mit Erfolg: In der

Südwestecke der Baugrube entdeckte Simone Kiefer dunkle Flecken im hellen Lehm, die das Grabungsteam anschliessend archäologisch untersuchte. Dabei wurden insgesamt fünf römische Brandschüttungsgräber dokumentiert und ausgegraben.

Nachbildung eines Scheiterhaufens für eine römische Brandbestattung (Amt für Archäologie Freiburg).



Schnitt durch zwei benachbarte Brandschüttungsgräber. Die linke Verfüllung ist durch eine moderne Leitung senkrecht gekappt. Blick gegen Westen

Beim Bergen der Grabverfüllungen kamen – nebst den Leichenbränden und viel Brandschutt – Reste von Beigaben zum Vorschein: unter anderem drei Münzen des 1. Jahrhunderts n. Chr. (Asse des Caligula und des Domitian), zehn Schuhnägel, ein Spielstein sowie diverse Fragmente von Glas- und Tongefässen.

Das älteste Grab datiert in frühflavische Zeit, um 70/80 n. Chr., und enthält neben Auftragsgeschirr einen wohl glasierten Becher mit Blumenapplike. Zwei Gräber datieren ans Ende des 1. oder an den Beginn des 2. Jahrhunderts. Das jüngste Grab enthält zahlreiche Keramik- und Glasgefäße und datiert in die Mitte des 2. Jahrhunderts. Ein Grab enthält kein datierbares Fundmaterial.

Das dunkle, lehmige Sediment mit den Knochenresten wurde komplett geborgen und im Anschluss an die Ausgrabung geschlämmt. Bei diesem Verfahren wird das Sediment in Wasser aufgelöst und die Suspension durch verschieden grosse Siebe geführt. So lassen sich auch kleinste Fragmente – beispielsweise Fischreste, verkohlte Getreidekörner oder kleine Metallobjekte – erfassen.

Da in der Römerzeit die Erinnerung an die Verstorbenen einen hohen Stellenwert besass, wurden Gräberfelder meist entlang viel begangener Wege angelegt. Auch wenn in der Umgebung bislang



noch kein römischer Strassenverlauf nachgewiesen ist, erscheint die Möglichkeit eines nahen Verkehrswegs keineswegs abwegig: Die Fundstelle liegt nämlich zwischen den beiden römischen Gutshöfen «Feldreben» und «Brühl» (Seite 136–141), die 800 Meter nordwestlich respektive 400 Meter südöstlich liegen. Es ist gut denkbar, dass die Be-

wohner der beiden Gutshöfe entlang der Verbindungsstrasse bestattet wurden.

Örtliche Leitung und Bericht: Jan von Wartburg, mit Dank an Tamara Pfammatter für die Bestimmung der Funde
Februar 2017

Die Brandgräber zeichnen sich als runde Flecken im Kies ab (links). Ihr gesamter Inhalt wird geborgen und im Labor genau untersucht.



Ormalingen, Gaissacker. Das Grabungsteam beim Freilegen der obersten Schichten des Badehauses. Im Vordergrund der Hypokaust und das Präfurium, die noch mit römischem Bauschutt bedeckt sind



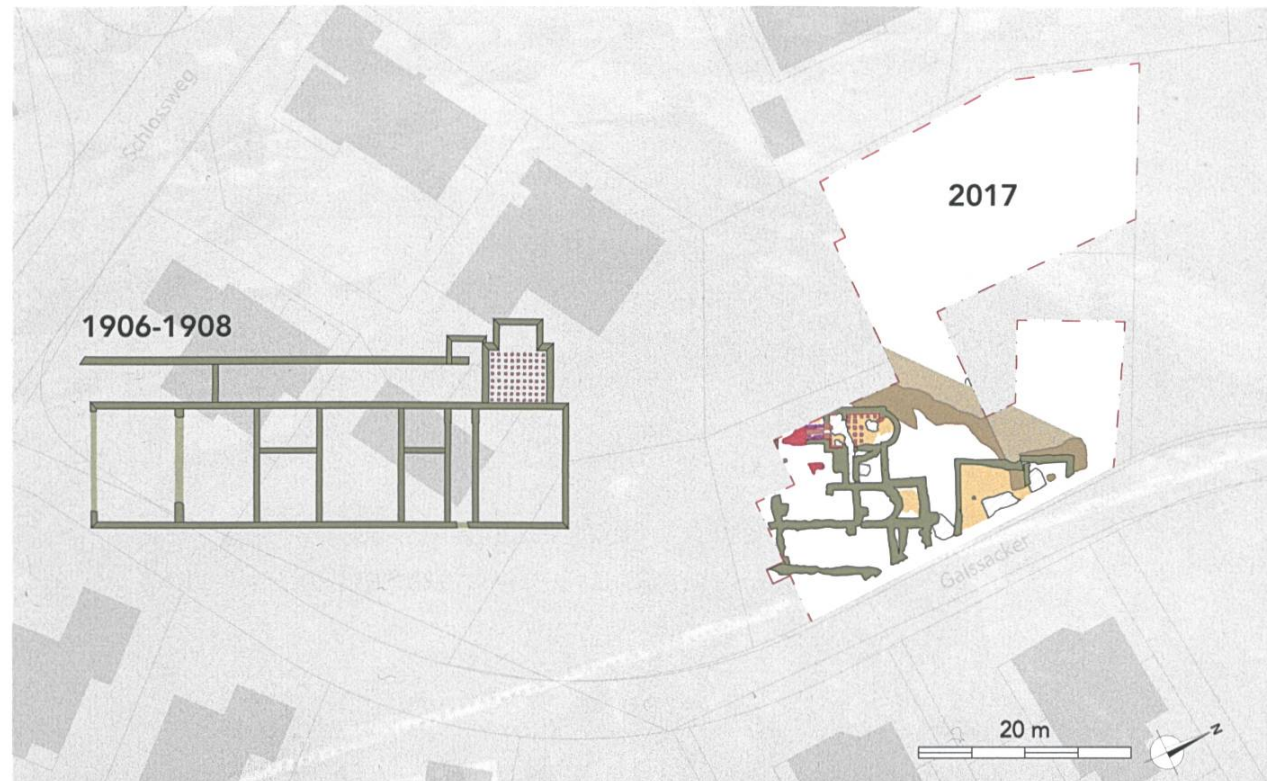
Ormalingen, Gaissacker: römische Badekultur auf dem Land

Seit dem 18. Jahrhundert wurden in den Fluren «Wolhusen» und «Buchs», am Südhang des Farnsbergs, immer wieder römische Lesefunde gemacht. Zudem stiessen Bauern beim Ackern öfters auf Mauerreste. Aufgrund dieser Hinweise fanden in den Jahren 1906–1908 erste systematische Ausgrabungen im Auftrag der Basler Historisch-Antiquarischen Gesellschaft und unter der Leitung des Ormalinger Pfarrers Fritz La Roche statt.

Auf einer leichten Geländekante – also in bester Siedlungslage – wurden damals die umfangreichen Reste eines langgezogenen römischen Gebäudes von 45 Metern Länge und 11 Metern Breite freigelegt. Das Gebäude verfügte über einen mittels Hypokaust beheizten Raum sowie einen Säulengang (Portikus) auf der Westseite des Gebäudes. Die Ausstattung war luxuriös: In allen Innenräumen wurde bemalter Verputz gefunden. Marmorfragmente wiesen auf Wand- und Deckenverkleidungen hin. Aufgrund der Grösse und der Ausschmückung erkannte Fritz La Roche rasch, dass es sich um das Herrenhaus eines römischen Gutshofs handeln musste.

In den folgenden Jahrzehnten kam es immer wieder zu kleineren Untersuchungen im Gebiet, welche nicht nur römische Befunde zu Tage förderten: So gruben im Jahr 1938 Soldaten unter der Leitung des Gelterkinder Malers und Forschers Fritz Pümpin mehrere frühmittelalterliche Gräber

Die Grabung von 2017 befindet sich rund 20 Meter nördlich des 1906–1908 freigelegten Herrenhauses.



**Blick vom Präfurnium
gegen Norden in den
jüngeren Hypokaust
(Phase B). Die Hypo-
kaustpfiler sind nur
noch teilweise erhalten.**

mit reichen Beigaben nur wenige Meter westlich des Hauptgebäudes aus. Diese Gräber lieferten einen deutlichen Hinweis, dass das Gebiet «Wolhusen» auch nach der Römerzeit besiedelt blieb – ob mit oder ohne Unterbruch, ist vorläufig ebenso unklar wie die Frage, wo genau die Siedlung lag, in der die Bestatteten vor ihrem Tod gelebt hatten.

Mehr als 110 Jahre nach der ersten Ausgrabung ergab sich im Berichtsjahr die erneute Gelegenheit, eine grössere Fläche nahe dem Herrenhaus systematisch zu untersuchen. Der bevorstehende Bau von drei Einfamilienhäusern löste eine Notgrabung direkt nördlich desselben aus, bei der umfangreiche Reste eines römischen Badehauses dokumentiert werden konnten. Ganz überraschend kam dieser Befund nicht: Bereits im Jahr 1907 vermutete Fritz La Roche das Bad an jener Stelle, da dort auffällig viele Fragmente von römischen Hohlziegeln, sogenannten Tubuli, in der Humusschicht lagen. Diese Baukeramik tritt immer in Zusammenhang mit römischen Heizanlagen auf – und ein Hypokaust war unabdingbar für den Betrieb eines Badehauses.

Das Gebäude von Ormalingen zeigt alle typischen Elemente eines römischen Badehauses: Eine ausserhalb des Gebäudes liegende Feuerstelle (Präfurnium) erzeugte die heisse Luft, die durch einen zugehörigen Kanal in einen Heizraum (Hypokaust) unter dem Fussboden des zu wärmenden Gebäudes geleitet wurde. Der Boden konnte dabei



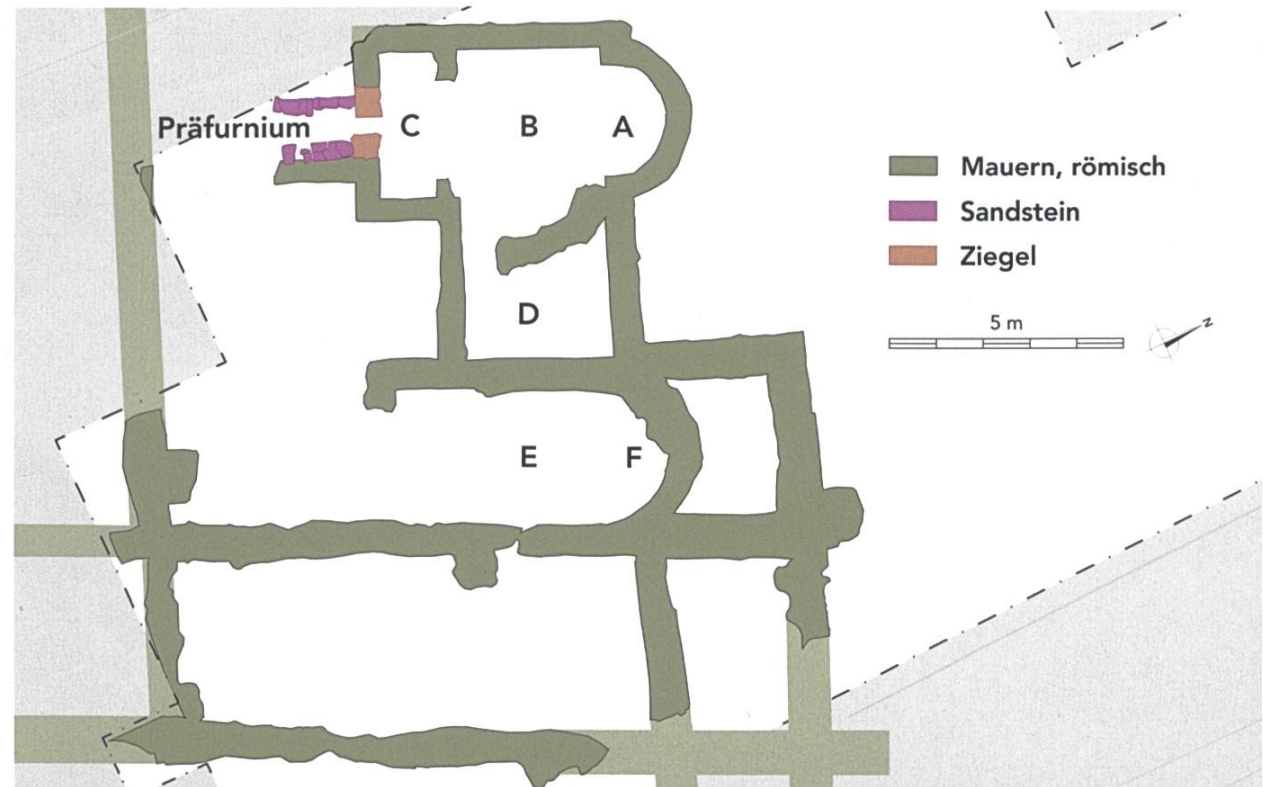
so heiss werden, dass das Tragen von Holzschuhen nötig wurde. Die Luft heizte aber nicht nur den Boden: Durch die bereits erwähnten Hohlziegel, die als Kamine zugleich den nötigen Zug bewirkten, wurde sie in den Wänden hochgeleitet, wo sie im Bereich des Daches wieder aus dem Gebäude austrat. Eine römische Hypokaustheizung war also gleichzeitig Boden- und Wandheizung. Der Fussboden stand auf sogenannten Hypokaustpfeilern, übereinandergeschichteten Tonplatten. Analysen der geborgenen Holzkohle aus dem Bereich des Präfurniums zeigen, dass vor allem mit Rotbuche geheizt wurde. Für den Betrieb mussten grosse Mengen an Holz herangeschafft werden. Allein das Anheizen bis zur «Betriebstemperatur» konnte mehrere Tage dauern.

Im beheizten Teil befanden sich der Wärmeraum B (*Tepidarium*) mit Warmwasserbecken A und der Heissraum C (*Caldarium*). Das Becken war mit einem wasserdichten Ziegelschrotmörtel abgedichtet. Den Übergang zum unbeheizten Bereich des Gebäudes bildete der An- und Auskleideraum D (*Apodyterium*). Der unbeheizte Bereich bestand

aus dem Abkühlraum E (*Frigidarium*), in dem sich auch das Kaltwasserbecken F befand. Unklar ist, wo sich der Eingang zum Bad befand.

Ein üblicher – aber keineswegs vorgeschriebener – Ablauf eines Aufenthalts im Badehaus begann mit dem Ausziehen im *Apodyterium*. Danach wechselte

Versuch einer Rekonstruktion der Raumfunktionen während der Phase E (vgl. Text).



Überblick über die Ausgrabung.

man ins *Tepidarium*, wo zuerst im Warmwasser- und dann im Heisswasserbecken (*Caldarium*) gebadet wurde. Anschliessend konnte der Besucher oder die Besucherin entweder im *Tepidarium* verweilen oder das *Frigidarium* aufsuchen und sich mit einem Bad im Kaltwasserbecken erfrischen.

Ein Besuch im Bad diente nicht nur der Hygiene und der Entspannung, sondern hatte auch eine soziale Funktion: Hier konnte man sich austauschen und spielen und so dem Alltag für eine Weile entfliehen. Dazu passt der Fund eines Spielsteins im Bereich des Badehauses.

Das Bad erfuhr im Laufe seiner Nutzung mehrere Um- und Anbauten. Um es überhaupt bauen zu können, musste ein vorher hier stehendes Gebäude teilweise abgebrochen werden. Als das Bad bereits in Betrieb war (Phase A), entschloss man sich zur Vergrösserung des beheizten Bereichs (Phase B): Der bisherige Fussboden des *Tepidariums* wurde herausgerissen und der darunterliegende Hohlraum mit Bauschutt aufgefüllt. Rund 40 Zentimeter höher wurde ein neuer Hypokaust eingerichtet, dessen Pfeiler bei der Ausgrabung noch teilweise intakt waren. Die bisherige Ostwand des *Tepidariums* wurde bodeneben abgebrochen und rund einen Meter weiter östlich wieder aufgebaut.

Da nun der Hypokaust deutlich höher lag als in Phase A, musste man auch das Präfurnium anheben.



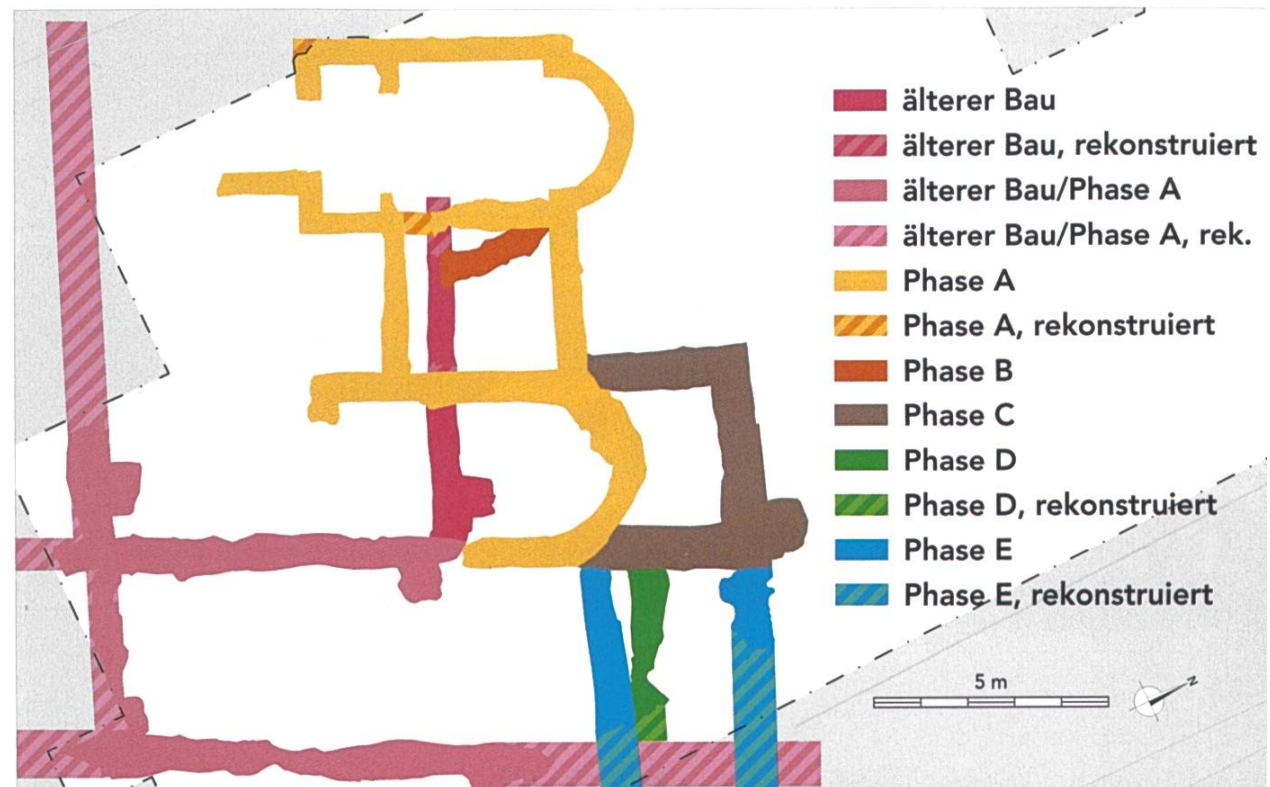
Dies geschah mittels Leistenziegeln, die in den alten Heizkanal gestellt wurden. Zu beiden Seiten wurden Sandsteine platziert, um die dahinterliegenden Kalksteinmauern des Präfurniums vor der Hitze zu schützen. In einem weiteren Umbau wurde ein viereckiger Anbau nördlich des Frigidariums realisiert (Phase C). Das zeitliche Verhältnis zwischen Phase B und Phase C ist noch unbekannt. Auch die Funktion des Anbaus ist nicht geklärt.

Sicher erst nach Phase C wurde – vielleicht im Zuge einer Erweiterung der gesamten Anlage – eine vom Anbau nach Osten wegführende Mauer erstellt (Phase D). Hierbei könnte es sich um eine nächste Vergrößerung des Gebäudes gehandelt haben.

Die Mauern des Badehauses bestanden aus lokalem Kalkbruchstein. Im Bereich des Hypokaustes waren sie mit einem Ziegelschrotmörtel verputzt, der einerseits wasserdicht war, andererseits auch

die dahinterliegenden Mauersteine vor der Hitze und somit vor dem Zerspringen schützte. Aufgrund der leicht abfallenden Topographie waren die Mauern im Ostteil nur noch im Fundamentbereich erhalten, was die Deutung der Raumfunktion erschwerte. Dem Hangdruck und dem

Das Gebäude wurde während seiner Nutzungszeit mehrmals umgebaut und erweitert.



Über dem älteren Hypokaustboden vorne sind links Reste der oberen, jüngeren Heizanlage zu erkennen. Blick gegen Süden zum Präfurnium.

schwierig zu bebauenden lehmigen Untergrund begegneten die römischen Baumeister mit verschiedenen Techniken: Zum einen stabilisierten gewisse Mauerpartien. Zum anderen wurden – zumindest an einer Stelle – vor dem Bau von Fundamenten für zusätzlichen Halt Pfähle ins

Erdreich gerammt. Mehrere solcher Pfähle haben sich im Südteil der Grabung sehr gut erhalten. Leider waren zu wenig Jahrringe für eine dendrochronologische Datierung vorhanden. Ein C14-Datum zeigt aber, dass schon im frühen ersten Jahrhundert mit Bauarbeiten vor Ort zu rechnen ist (ETH-84525, 1999 ± 24 BP).

Nördlich des Badehauses wurde ein Steinbau mit einer Nord-Süd-Ausdehnung von elf Metern freigelegt. Gegen Osten ist das Gebäude durch den Gaissackerweg abgeschnitten, sodass die Ost-West-Ausdehnung unbekannt bleibt. Weil das Gebäude in den Hang gebaut wurde, entstand ein Keller, dessen Mauern bis zu einer Höhe von über einem Meter noch intakt waren. Der Boden bestand aus gestampftem Lehm. Eine Trennmauer teilte den Keller in zwei Räume. Die spärlichen Funde aus dem Schutt der Verfüllung deuten darauf hin, dass das Stockwerk über dem Keller bewohnt war.



Westlich der Badeanlage und des nördlich davon liegenden Wohnhauses wurde ein grosser Graben entdeckt. Dieser könnte bereits vor der Errichtung des Badehauses ausgehoben worden sein, um die Baustelle vor dem Hangwasser zu schützen. Der Graben stand nachweislich auch nach dem Bau der beiden Gebäude offen, möglicherweise weiterhin als Wasserschutz. Dass Feuchtigkeit ein Problem darstellte, zeigt sich sehr schön an der West- und Nordseite des Badehauses: Die dortigen Mauern wurden nämlich aussen mit einem wasserdichten Ziegelschrotmörtel verputzt, um das Eindringen von Nässe zu verhindern.

Woher das in grossen Mengen benötigte Wasser herangeführt wurde, lässt sich derzeit nur vermuten. Wenn man den Höhenlinien vom Badehaus folgt, gelangt man nach einigen Hundert Metern nordostwärts zum Silberbächli und zum Händschenmattbächli. Vielleicht wurde das Wasser dort entnommen und bis zum Gutshof geleitet.

Mit Ausnahme der tonnenweise geborgenen römischen Dachziegel war die Grabung erstaunlich fundarm. Speziell aus dem Bereich des Badehauses gibt es fast keine Funde. Es scheint, dass der Gutshof im 3. Jahrhundert systematisch geräumt und verlassen wurde. Ein Objekt zeigt jedoch mit aller

**Der Keller nördlich des Badehauses hatte einen Lehmbo-
den, seine Mauern waren
stellenweise mit Leis-
tenziegeln durchsetzt.**



Zeugnis von grossem
Luxus: Fragment von
Marmor scyreticum
aus den Steinbrüchen
der griechischen Insel
Skyros. Länge 8 cm.

Deutlichkeit den Reichtum der Gutsherren: Ein im grossen Graben gefundenes Steinplattenfragment stellte sich bei der Analyse als eine bunte Brekzie von der griechischen Insel Skyros heraus! Das als *Marmor scyreticum* bekannte Gestein war in der Antike sehr beliebt. Nach einer langen Rei-

se wurde der zu dünnen Platten gesägte Stein in Ormalingen vermutlich als Deckenverkleidung verwendet. Zur Befestigung wurden spezielle T-förmige Haken verwendet, die unter die Deckenbalken genagelt wurden. Die Platten wurden dann nebeneinander in diese Haken gelegt. Auch eine Platte aus sogenanntem «Solothurner Marmor» (Kimmeridge-Kalk) ist belegt, mit denen etwa in Augst und Avenches die Wände und Böden bedeutender Gebäude verkleidet wurden.

Die neue Ausgrabung ist im Kanton Basel-Landschaft die erste moderne Untersuchung eines römischen Badehauses seit fast 50 Jahren. Trotz der bescheidenen Dimensionen dieser Privatanlage sind alle typischen Elemente römischer Badekultur vorhanden. Ein solches Bad zu bauen und zu betreiben war kostspielig – dasselbe gilt auch für die luxuriöse Ausstattung des Herrenhauses, die keinen Zweifel am Wohlstand der Gutshofbesitzer offen lässt.

Örtliche Leitung und Bericht: Jan von Wartburg
April bis Juli 2017





Gesamtplan der
Ausgrabungen 2017.

Liestal, Rathausstrasse.
Blick vom Bereich des
1827 abgebrochenen
Unteren Tores in die
Altstadt – ein solcher
Anblick wurde 2017
schon fast zur Gewohn-
heit ...



Liestal, Rathausstrasse: Befunde im «grössten Sandkasten der Schweiz»

Die Sanierung und Neugestaltung der Rathausstrasse und der angrenzenden Gassen war von Frühling bis Herbst im Lieschtler Stedtli nicht zu übersehen. Die Erneuerung von Werkleitungen führte zu grossen und langwierigen Bodeneingriffen, die von der Archäologie Baselland begleitet wurden. Die Erwartungen waren allerdings eher bescheiden. Zum einen war der Untergrund der Rathausstrasse bei früheren Baumassnahmen schon massiv umgegraben worden, sodass kaum ungestörte archäologische Befunde erhalten blieben. Andererseits gibt es Hinweise, dass der ursprünglich gewölbte Sporn, auf dem die Altstadt steht, ab dem 15./16. Jahrhundert eingeebnet wurde. Das aus der Mittelachse entnommene Sediment wurde an den Rändern angeschüttet, um mehr Platz zu gewinnen. Bereits dieser Vorgang dürfte viele ältere archäologische Spuren im Bereich der Rathausstrasse vernichtet haben.

Trotz dieser ungünstigen Voraussetzungen konnten während der neunmonatigen Baustellenbegleitung einige archäologische Strukturen dokumentiert werden. Am Nordende der Baustelle kamen

letzte Fundamentreste des 1827 abgerissenen Unteren Tores sowie der angrenzenden Stadtmauer zum Vorschein. Vor der Rathausstrasse 37 wurden die Reste eines gemauerten Kanals mit innen liegender Keramikröhre entdeckt, der rechtwinklig von der Mittelachse der Rathausstrasse in Richtung des ehemaligen Gasthauses Sonne verlief. Eine

Im gemauerten Kanal im Vordergrund befand sich eine Keramikröhre, die Wasser in das unterirdische Waschhaus der Rathausstrasse 37 führte. Blick nach NW.

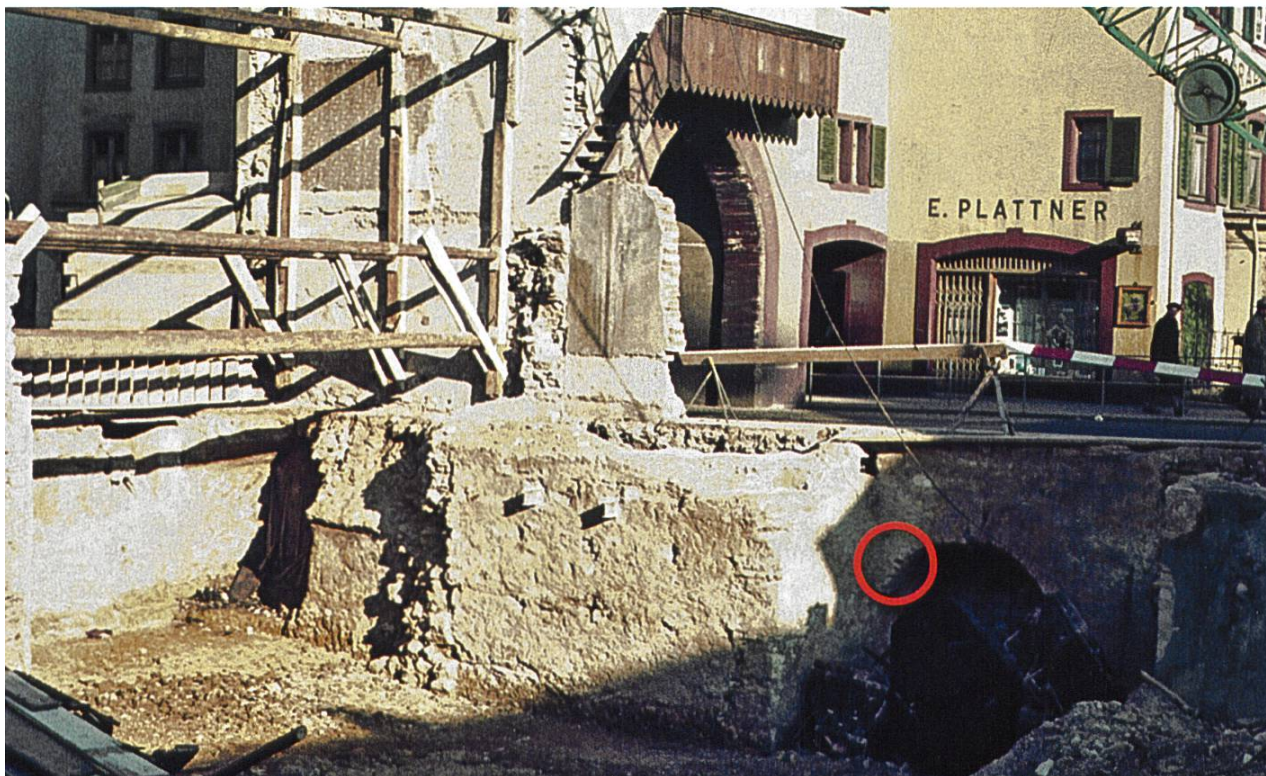


Brücke vor dem Oberen Tor. Der Vergleich zwischen 1956 (links) und 2017 (von der gegenüberliegenden Seite) offenbart den starken Substanzverlust.

Bauuntersuchung von 2015 zeigte, dass östlich des Kanals ein unterirdisches Waschhaus liegt, das sich bis unter das Trottoir und in den Strassenbereich erstreckte (Jahresbericht 2015, S. 82–85). Damals wurde ein zugemauerter Frischwasserzufluss dokumentiert, der perfekt mit dem nun entdeckten Kanal korreliert. Das vom Orisbach hergeleitete

Wasser wurde aus einem Kanal abgezweigt, der bis mindestens zum Ende des 17. Jahrhunderts in der Mittelachse der Rathausstrasse verlief.

Das unterirdische Waschhaus war nicht der einzige Befund, der bis in den Strassenbereich reichte: Nur wenig südlich davon schnitt der Bagger ei-



nen bereits unter der Rathausstrasse liegenden, grösstenteils mit Bauschutt verfüllten Gewölbekeller an, der zur Rathausstrasse 58 gehört hatte. Eine Verbindung zum heutigen Gebäude war in diesem Fall jedoch nicht mehr vorhanden.

Unterhalb des ehemaligen Sinnbrunnens fand sich etwa 30 Zentimeter unter dem alten Strassenbelag eingetieft der letzte Rest einer trocken gefügten, auf dem gewachsenen Kies aufliegenden Lage aus Kalksteinplatten. Alte Stadtpläne zeigen an der Stelle eine bankartige Installation, möglicherweise eine Fleischbank, wie sie auf städtischen Märkten zum Teil fest installiert waren.

Südlich des Oberen Tores kamen Reste des ehemaligen Gewölbes aus Tuffstein zum Vorschein, mit dem man früher den Stadtgraben überbrückte. Es ist heute nur noch fragmentarisch erhalten.

Trotz der ungünstigen Voraussetzungen brachte die Baubegleitung der Grossbaustelle einige neue Befunde zum Vorschein, aufgrund der früheren Zerstörungen allerdings in sehr fragmentarischem

Zustand. Der Blick in die Leitungsgräben war wichtig, denn mit dem erneuten Bodeneingriff sind nun wohl die letzten archäologischen Spuren in der Rathausstrasse verschwunden.

Örtliche Leitung und Bericht: Jan von Wartburg
März bis November 2017

In den Stadtplänen von 1663 und 1679 ist unterhalb des Sinnbrunnens an Stelle des Unterbaus aus Steinplatten (rechts) eine bankartige Konstruktion zu erkennen.



Muttenz, Einfahrt Süd: Neuzeitliche Kohle-Suchstollen unter der Autobahn

Muttenz, Einfahrt Süd.
Der Stollen verlief
unter der Einfahrt etwa
im Bereich zwischen
den beiden Baggern.
Blick gegen Süden.

Die Schweiz wird heutzutage kaum noch mit der Nutzung von Kohlevorkommen in Verbindung gebracht. Und dennoch gibt es auch hierzulande eine lang zurückreichende Geschichte der Förderung des «Schwarzen Goldes», wie dem Historischen Lexikon der Schweiz zu entnehmen ist:

Der Chronist Johannes Stumpf berichtet schon im 16. Jahrhundert vom Abbau von «brennbarem Gestein», mit dem man Räume beheizt habe. In den folgenden Jahrhunderten entstanden in vielen Regionen Förderbetriebe bei Lagerstätten in den Qualitäten von Braunkohle über Steinkohle bis hin zu Anthrazit. Bis 1950 wurden in vierzehn Kantonen über 350 Betriebe, von Kleinstunternehmen bis hin zu Grossfirmen, gezählt.

Der Import von günstigerer ausländischer Steinkohle verstärkte ab dem Ende des 19. Jahrhunderts den Druck auf das lokale Gewerbe. Als während der beiden Weltkriege weniger Kohle importiert wurde, führte dies zu den letzten beiden Aufschwüngen im einheimischen Abbau, der heute nicht mehr industriell betrieben wird.

Auch im Kanton Basel-Landschaft machte man sich auf die Suche nach Kohle. So wurden in Muttenz vermutlich im 18. Jahrhundert Suchstollen zum Auffinden von Lagerstätten bis in die Keuper-



schichten östlich der Birs getrieben. Die mühsam von Hand ausgehobenen und nicht abgestützten Stollen verliefen tief unter der Oberfläche. Sie wurden erstmals im Jahr 1939 dokumentiert. 1977 kamen beim massiven Abtiefen des Geländes im Rahmen des Autobahnbaus südlich der Einfahrt MuttENZ-Süd weitere, teilweise auch gemauerte Stollen zum Vorschein.

Das im Berichtsjahr begonnene «Erhaltungsprojekt Schänzli» umfasst auch Tiefbauarbeiten im Bereich der Einfahrt MuttENZ-Süd, rund 150 Meter nördlich der 1977 dokumentierten Fundstelle. Im Juli wurde in einem Leitungsgraben ein bislang nicht kartierter Stollen angeschnitten. Der Ost-West verlaufende, 1,20 Meter hohe Gang war über eine Länge von 25 Metern verfolgbar.

Die Stabilität des Stollens ist bemerkenswert. Auch ohne Abstütungen überstand der Bau zwei Grossprojekte: Den Autobahnbau in den 1970er-Jahren und die aktuelle Baustelle. Trotz der beeindruckenden

Standfestigkeit gingen die Verantwortlichen auf Nummer Sicher und liessen den Gang komplett verfüllen.

Die Suche nach Steinkohle war im Übrigen nicht von Erfolg gekrönt. Der Basler Historiker Daniel

Der Stollen wurde in einem Leitungsgraben angeschnitten.



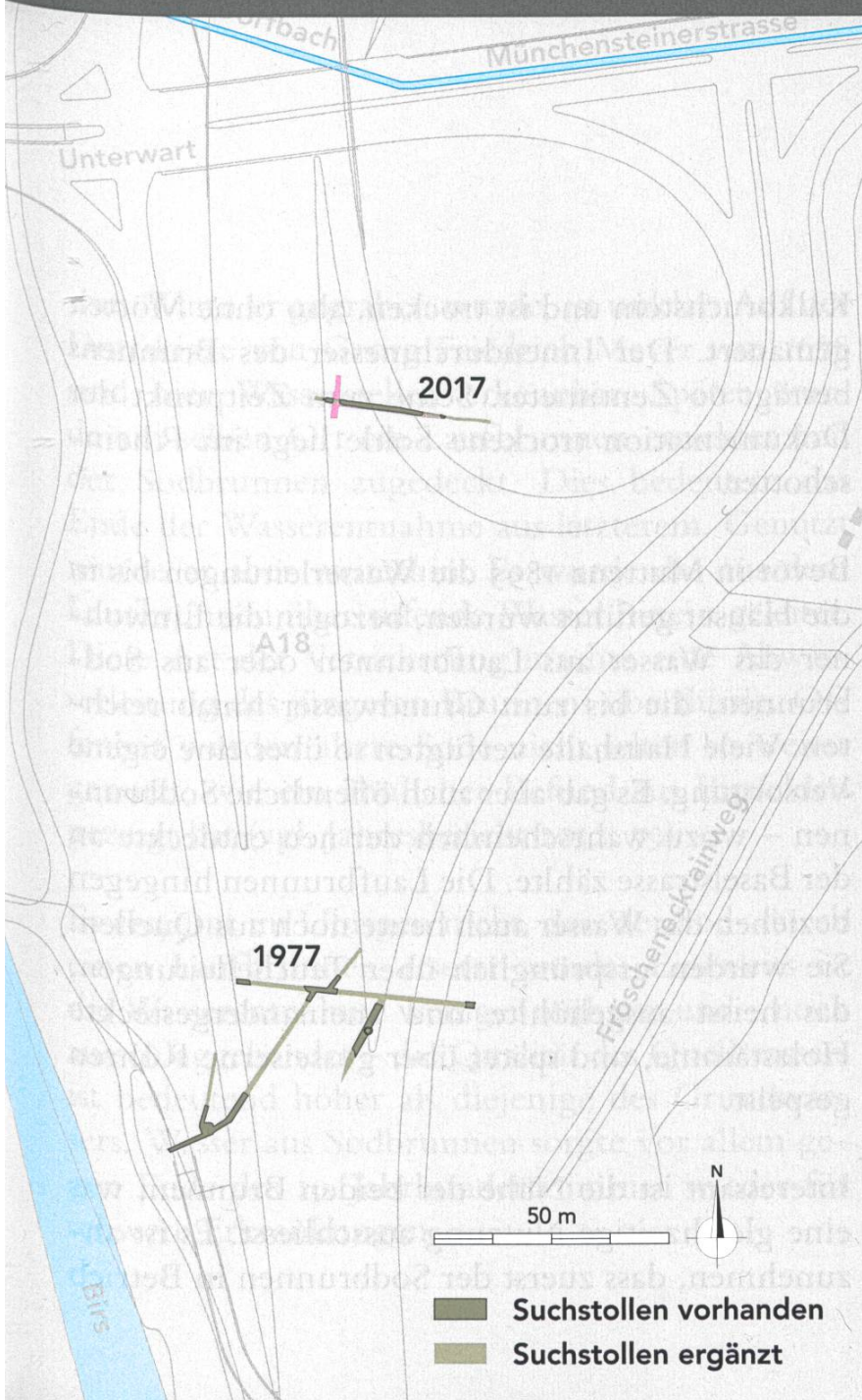
Der unter der Autobahn durchziehende Stollen sorgte bei den Verantwortlichen für einiges Stirnrunzeln.

Bruckner äussert sich in seinem Werk «Versuch einer Beschreibung historischer und natürlicher Merkwürdigkeiten der Landschaft Basel» aus dem Jahr 1748 kritisch zur Steinkohlesuche in der Umgebung: *Dieweilen sich aber hin und wieder Steinkohlen zeigen, besonders um die Neue Welt und das Wuhr*

herum, so ward nur in disem achtzehenden Jahrhundert von zween Fremden und einem allhiesigen Bürger ein dreymaliger Versuch getahn, niemalen aber viel nutzbarliches geschaffet, welches vermuthlich dem Mangel genug-samer Wissenschaft und des dazu erforderlichen Gelds zuzuschreiben ist. Dass Bruckner dabei die Muttener Stollen gemeint hat, ist wahrscheinlich, aber heute nicht mehr nachzuweisen.

Durchführung und Bericht: Jan von Wartburg
Juli 2017





Plan der bisher bekannten Suchstollen (links) sowie Blick in den noch 25 Meter tief ins Erdinnere verfolgbaren Neufund (rechts).

MuttENZ, Baselstrasse: ein Sod- neben dem Dorfbrunnen

MuttENZ, Baselstrasse.
Übersicht über die
Baustelle. Blick gegen
Osten.

Bei der Versetzung des Dorfbrunnens an der Baselstrasse 17 kam ein bislang unbekannter Sodbrunnen zum Vorschein. Der rund sechs Meter tiefe Schacht liegt nur einen halben Meter westlich des aktuellen Brunnens. Seine hervorragend erhaltene einhäuptige Mauer besteht aus lokalem

Kalkbruchstein und ist trocken, also ohne Mörtel, gemauert. Der Innendurchmesser des Brunnens beträgt 60 Zentimeter. Seine zum Zeitpunkt der Dokumentation trockene Sohle liegt im Rheinschotter.

Bevor in MuttENZ 1895 die Wasserleitungen bis in die Häuser geführt wurden, bezogen die Einwohner das Wasser aus Laufbrunnen oder aus Sodbrunnen, die bis zum Grundwasser hinab reichten. Viele Haushalte verfügten so über eine eigene Versorgung. Es gab aber auch öffentliche Sodbrunnen – wozu wahrscheinlich der neu entdeckte an der Baselstrasse zählte. Die Laufbrunnen hingegen beziehen das Wasser auch heute noch aus Quellen. Sie wurden ursprünglich über Teuchelleitungen, das heisst ausgehöhlte und aneinandergesteckte Holzstämmen, und später über gusseiserne Röhren gespeist.

Interessant ist die Nähe der beiden Brunnen, was eine gleichzeitige Nutzung ausschliesst. Es ist anzunehmen, dass zuerst der Sodbrunnen in Betrieb



war. Wann er gegraben wurde, ist unklar: Auf der Dorfskizze von Georg Friedrich Meyer von 1678 sind hier Wasserstellen erkennbar. Später wurde am selben Ort ein Laufbrunnen errichtet und der Sodbrunnen zugedeckt. Dies bedeutete das Ende der Wasserentnahme aus letzterem. Genutzt wurde er aber weiterhin: Es wurde das aus dem Laufbrunnen überlaufende Wasser hinein geleitet. Diese Art der Versickerung machte eine Abwasserleitung des jüngeren Brunnens überflüssig. Offenbar wurden ältere Sode nicht selten so weiter genutzt, wie ein ähnlicher Befund aus Birsfelden gezeigt hat (vgl. Jahresbericht 2012, 79).

Es erstaunt im Übrigen nicht, dass der Sod- durch einen Laufbrunnen ersetzt wurde: Einerseits ist die Wasserentnahme weniger mühsam und – noch ausschlaggebender – die Qualität des Quellwassers ist bedeutend höher als diejenige des Grundwassers. Wasser aus Sodbrunnen sorgte vor allem gegen Ende des 19. Jahrhunderts immer wieder für schwere Erkrankungen.

Der Neufund bleibt auch nach Abschluss der Arbeiten unter einem Dolendeckel erhalten.

Durchführung und Bericht: Jan von Wartburg
November 2017

Der trocken gemauerte
Sodbrunnen ist bereits
mit einem Ring für den
Dolendeckel gefasst.
Blick gegen Süden.



Augst, Hauptstrasse
25. Die Rösslscheune
zeichnet sich durch eine
moderne Stuhlkonstruk-
tion und einen riesigen
Lagerraum aus.



Augst, Hauptstrasse 25: Rösslischeune, ein moderner, mehrjährig geplanter Bau

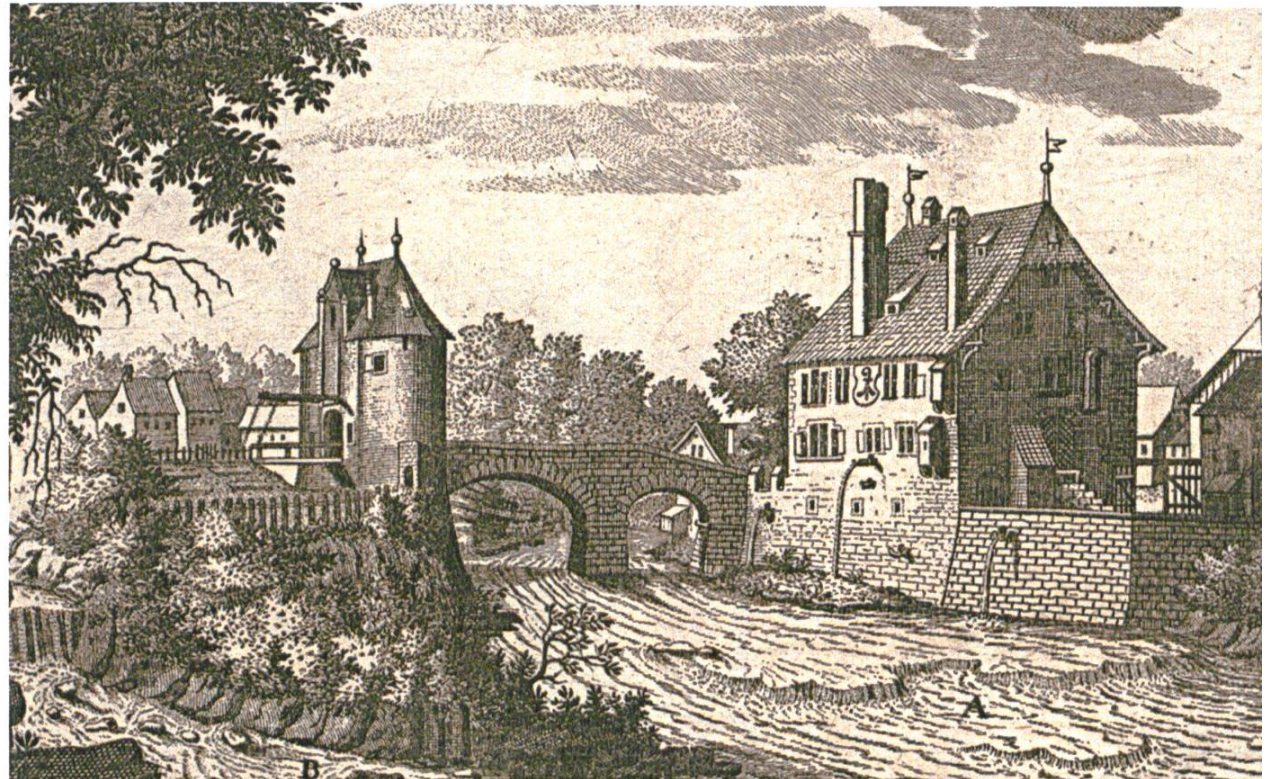
Das Wirtschaftsgebäude liegt zusammen mit seinem Herrschaftshaus, dem Gasthof Rössli, direkt an der Ergolzbrücke, die bis ins 19. Jahrhundert hinein baslerisches mit vorderösterreichischem Herrschaftsgebiet verband. Der «Pass zu Augst» wurde am Ende des 17. Jahrhunderts auf Empfehlung der Eidgenossenschaft denn auch mit einer Toranlage befestigt.

Das Gasthaus hiess ursprünglich «Baselstab» und erhielt im Jahr 1539 das Tavernen- und Zollrecht, das zuvor die gegenüberliegende Mühle innehatte. Die Verkehrsachse nach Rheinfelden wurde von Basel jedoch lange nicht gefördert und erfuhr erst im 19. Jahrhundert Ausbauten. Vorher verlief der Grossteil des Handelsverkehrs entlang der rechtsrheinischen Route durch österreichisches Gebiet. Dennoch bietet der Wirtschaftsbau mit knapp 300 Quadratmetern Grundfläche viel Platz für Vieh, Zugtiere und Wagen. Da das Anbieten von Pferdestärken wegen geringer Nachfrage nicht lukrativ war, wurde auf eine ausgedehnte Landwirtschaft gesetzt. Gemeinsam mit der reichen Innengestaltung

des Gasthofes ist der einstige Wohlstand der Pächter, angesehener Basler Bürger, zu erahnen.

Die Rösslischeune besitzt einen bis unter die Dachbalken gemauerten Korpus. Die beiden durch das Krüppelwalmdach beschnittenen Giebelseiten sind mit Brettern verschalt. Das Erdgeschoss war

Der Stich von Emanuel Büchel um 1763 zeigt den Gasthof an der Brücke, rechts dahinter ansatzweise die Scheune (Kunsthist. Sammlung).



Die Rösslischeune an
der Hauptstrasse, von
Südosten gesehen.

von beiden Giebelseiten durch je ein grosses Tor befahrbar. Die Tore waren wegen der Innenkonstruktion mit geschosshohen Mittelständern nicht zentral angeordnet, sondern leicht Richtung Bach versetzt. In der strassenseitigen Gebäudehälfte waren Stallungen untergebracht.

Das Obergeschoss war mit wenigen Lüftungsschlitzten nur spärlich befenstert. Es war gegen den Dachraum offen und bot ein riesiges Lagervolumen für Heu- und Stroh. Die Bestückung der Bühne über dem Stallteil erfolgte durch eine Luke in der strassenseitigen Trauffassade. Sie ist heute zugemauert.

Das filigran anmutende Dachgerüst mit eingeschossigem, liegendem Stuhl besteht aus schlanken Tannen- und Föhrenhölzern. Speziell ist, dass die Dendrodatierung eine Streuung der Fälldaten über 12 Jahre hinweg ergab. Das jüngste Schlagjahr war im Jahr 1539, was dem Neubaudatum des nebenan liegenden Gasthofes entspricht. Die beiden Gebäude sind also als Ensemble gleichzeitig entstanden.

Die Konstruktionsart spiegelt eine für Baselland bisher einzigartige Modernität der Zimmermannskunst des frühen 16. Jahrhunderts wider. Alle weiteren untersuchten Gebäude dieses Jahrhunderts sind entschieden schlichter in Ausführung und Konstruktion.



Mit lediglich 2% Waldanteil am Gemeindebann war die ohnehin schon kleine Gemarchung Augst-Brugg holzarm und auf Import – sogar von Brennholz – angewiesen. Für die Errichtung der Rössli-scheune musste geeignetes Bauholz über Jahre hinweg zusammengesparrt werden. Markierungen an den Balken, wie Flossaugen oder Flössermarken, fehlen, womit die Heranschaffung übers Wasser von Auswärts nicht zu belegen ist.

Bei einem späteren Umbau wohl im 19. Jahrhundert wurden die beiden seitlichen Tore durch je zwei etwas kleinere, stichbogige Öffnungen abgelöst. Der strassenseitige Stallteil wurde aufgehoben und möglicherweise in kleinerem Ausmass an die Bachseite verlegt. Um die ungleichen Niveaus der Bühnen über Stall- und Tennenhälfte auszugleichen, wurde auf der gesamten Fläche ein neuer Betonboden eingebracht. Sämtliche historischen Oberflächen im Erdgeschoss verschwanden mit dieser Baumassnahme. Heute sollen darin Wohneinheiten entstehen.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
Dendrochronologie: Raymond Kontic, Basel
März 2017

Der Grenzplan von
Hans Bock um 1620
zeigt den Gasthof
Rössli mit der darüber
liegenden Scheune
(Staatsarchiv Baselland).



Röschenz, Oberdorfstrasse 60: das Tätschdachhaus vom Laufental

Röschenz, Oberdorfstrasse 60. Die spannende Geschichte des Hauses gibt sich von aussen kaum zu erkennen.

Das Kleinbauernhaus liegt zurückversetzt in einer Häuserzeile beim oberen Dorfausgang an der Strasse Richtung Metzerlen. Die Trouvaille verbirgt sich heute hinter einer unscheinbaren Fassade mit Zementputz, Bretterverschalung und Metallscheunentor, insgesamt den schlechten Geschmack des

letzten eingreifenden Umbaus ausstrahlend. Dass es sich um ein spezielles Gebäude handelt, erahnt das geübte Auge lediglich aufgrund der flachen Neigung des Ökonomiedaches.

Betritt man das Innere, erwarten einen neben dem gemauerten Wohnteil gut erhaltene Reste eines Mehrreihenständerbaus mit Firstsäulen und flachem Dach sowie eine Partie der einstigen Trennwand zwischen Tenn und Wohnbereich. Die alte Wand besteht aus liegenden Balken mit Dicken um die 20 Zentimeter, im Fachjargon Flecklinge genannt, die zwischen die Ständer eingetutet wurden. Nuten an den Aussenständern bezeugen einen gleichartigen Wandverschluss für das ganze Gebäude.

Zum Dorf hin, leicht hangabwärts, lag im ersten Segment der Stall. Das anschliessende Tenn nahm ebenfalls die Breite zwischen zwei Binderebenen ein. Lange, von den Aussenständern in die Bin-



derebene ziehende Fussbänder stabilisierten den zweiten Binderrahmen in sich. Die Trennwand zwischen Stall und Tenn war also nur partiell wenn überhaupt geschlossen. Die dritte Binder-ebene trennte mit einer bis unter den Dachbalken laufenden Flecklingwand das Tenn vom Wohnteil. Belegt ist, dass das Gebäude noch mindestens eine weitere Binderebene im heutigen Wohnbereich besass. Man kann jedoch davon ausgehen, dass letzterer ursprünglich bereits die heutige Grundrissgrösse hatte und demnach dieselbe Fläche wie die Wirtschaftsräume in Anspruch nahm. Der Grundriss hätte somit 14 Meter Tiefe auf 15 Meter Breite betragen.

Jahrringanalysen ergaben, dass neben den eichenen Schwellen auch die föhrenen Bauhölzer des Aufgehenden im Winter 1573/74 geschlagen worden sind. Vor rund 450 Jahren stand hier also ein über 15 Meter hoher Ständergerüstbau traufständig zur Strasse und komplett aus Holz gefertigt. Sein

mit 23 Grad sehr flaches Satteldach war wohl mit Brettschindeln gedeckt, die mit Rundhölzern und Steinen beschwert wurden.

Die Suche nach Vergleichen zur Dachform und Gefügeeinteilung führt uns in die rund 100 Kilo-

Die unzähligen Löcher in den Giebelbalken über dem Stall dienten als Aufhängevorrichtungen, um die Getreidegarben im Winter zu trocknen.

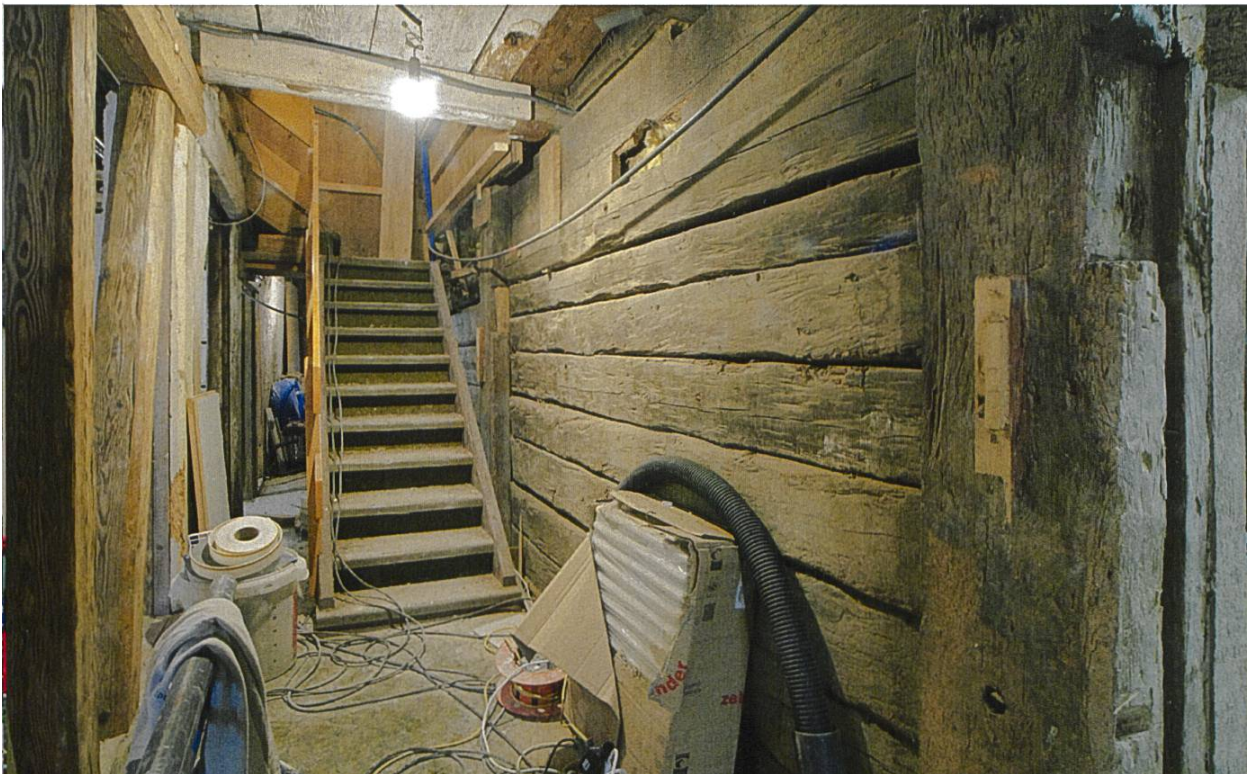


Der Hausgang mit einer Flecklingwand zum Tenn, die aus der Bauzeit datiert.

meter weiter südlich gelegenen Berner und Freiburger Voralpen. Die dortigen älteren Gerüstkonstruktionen mit «Tätschdächern» sind aus dem 16. bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts bekannt. In der Passwangregion und im angrenzenden Kanton Jura gibt es heute noch das steinerne Hoch-

jurahaus für Weide- und Alpwirtschaft mit flacher Dachneigung. Dieses zeichnet sich jedoch durch ein ganz anderes Grundrisschema sowie eine abweichende Orientierung und Materialität aus, als sie das vorliegende Kleinbauernhaus auf 460 Meter über Meer besitzt. Artverwandte Dächer bei Holzhäusern kennen wir in Baselland lediglich aus dem Waldenburgerthal von Abbildungen aus den 1680er Jahren. Diese erlauben jedoch keine Aussagen über das Aussehen von Innengerüsten und Konstruktionsweisen. Als Bautyp zurzeit in Baselland noch alleine dastehend, stellt sich die Frage, ob diese voralpine Bautradition eventuell einst in unseren Gefilden weiter verbreitet war als heute angenommen und nachweisbar.

174 Jahre nach dem Bau des Holzgebäudes wurde der Wohnteil komplett abgebrochen und in Stein mit den heutigen Massen mit zwei Fensterachsen und einem Obergeschoss aufgemauert. Die

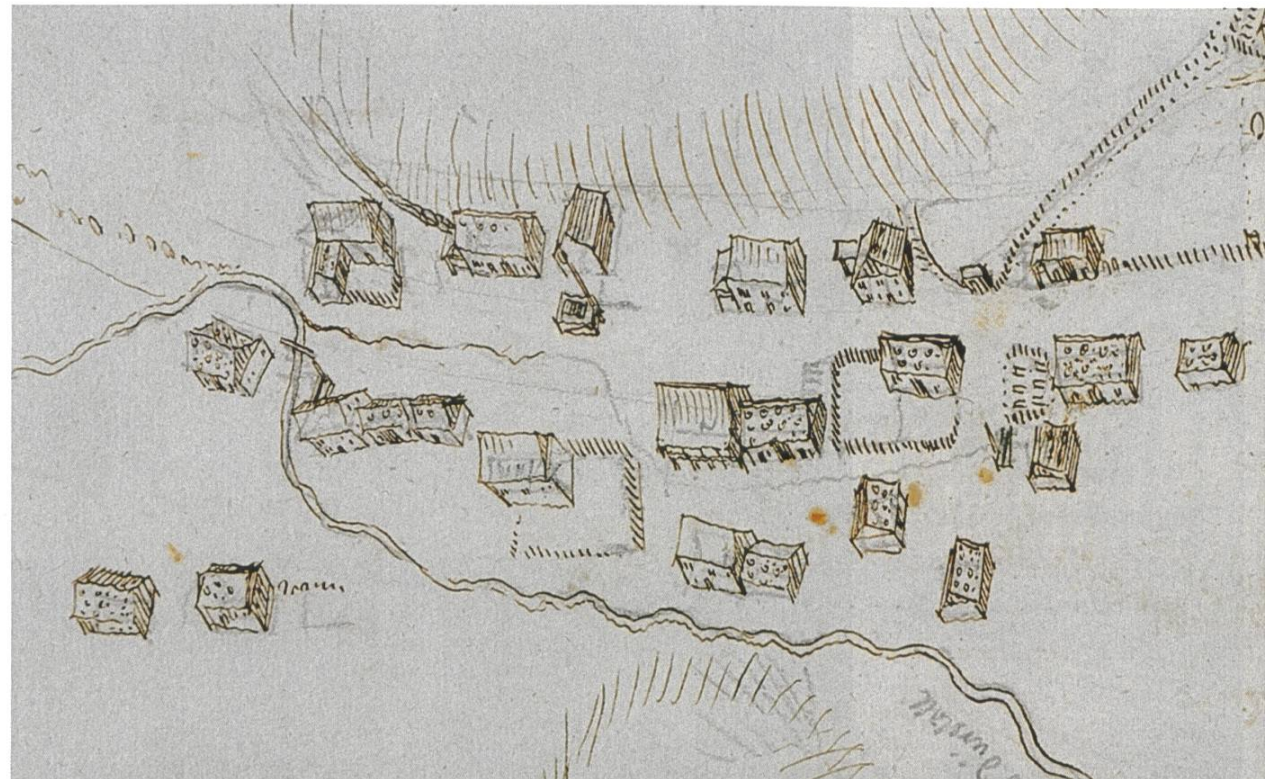


gewählte Grundrisseinteilung ist charakteristisch für die Region: ein von der Strasse bis zum hinter dem Haus liegenden Acker durchführender Gang mit der Erschliessung des Obergeschosses, eine vom Gang zugängliche, zur Strasse hin orientierte Stube, eine gemauerte Trennwand mit Zugang von der Stube her zur zentral untergebrachten Küche und eine rückwärtig unterkellerte Kammer. Im Obergeschoss war eine zweite Herdstelle vorhanden, was zeigt, dass pro Geschoss eine eigene Haushaltung untergebracht war.

Zu einem unbekannten Zeitpunkt musste die Schwelle des vom Stall beanspruchten Giebels erneuert werden. Sie wurde im Fussbereich gekappt, mit einer neuen Nadelholzschwelle unterlegt und untermauert. Die noch vorhandenen Gerüstelemente bleiben im aktuellen Bauprojekt erhalten, verschwinden aber hinter modernen Oberflächen.

Durchführung: Anita Springer und Claudia Spiess
Bericht: Anita Springer
Dendrochronologie: Raymond Kontic, Basel
September 2017

Die Skizze von Georg Friedrich Meyer um 1680 zeigt mit Steinen beschwerte Schindeldächer in Langenbruck.



Eptingen, Läuferfingerstrasse 5. Gestalt des Badhauses seit dem Umbau und der Erweiterung des 19. Jahrhunderts.



Eptingen, Läufelfingerstrasse 5: das Badhaus

Die Bäder-Geschichte reicht in Baselland mit den archäologischen Befunden aus Ormalingen, Gaissacker (Seite 46–55), Oberdorf, Badmatte und den grossen Thermen von Augusta Raurica bis in die Römerzeit zurück. Bad Ramsach wurde 1530 erbaut, die Bäder Schauenburg und Oberdorf, Hauptstrasse 4 um die Mitte des 17. Jahrhunderts. In dieser Zeit wird auch die heilende Wirkung der Quellen in Bubendorf und Eptingen entdeckt. Ein Gutachten von 1693 attestiert dem Eptinger Wasser die Wirkung, Blut, Leber, Milz und Nieren zu reinigen sowie Vitalität und «Esslust» zu fördern.

Bei Eptingen, Bad Ramsach und Oberdorf finden sich gipshaltige Mineralwasserquellen in Muschelkalken im Überschiebungsbereich zwischen dem Nordrand des Kettenjuras und dem Südrand des Tafeljuras. So erreichte das Wasser von Eptingen mit seinen schwefel-, salz- und kohlesauen Erden als Tafelwasser grössere Bekanntheit. Bad Schauenburg seinerseits gewann erst mit der Einführung von Solbädern in der zweiten Hälfte des

19. Jahrhunderts dank Sole aus den Rheinsalinen in Schweizerhalle an Bedeutung. Bei den Bade-gästen in Eptingen handelte es sich um Basler Bürger des Mittelstandes, um Mühlhausener, Zürcher und Aargauer. Ein Badbesuch, der vor allem in den warmen Sommermonaten beliebt war, bot

Auf der Druckgrafik von Rudolf Vollenweider (1828) besitzt das Badhaus links vom Gasthof noch ein einfaches Satteldach.



Die Badekammer in der Südostecke, ist weiss gefliest und zeigt den Zustand wie vor der Schliessung 1924.

neben dem Gesundheitsaspekt auch vortreffliche Gelegenheit für gesellschaftlichen, kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Austausch.

Der Ursprung der Badeanlage Eptingens ist unbekannt. Er wird in diverser Sekundärliteratur in

die Zeit um 1700 gesetzt. Das heutige Hotelhauptgebäude datiert durch eine Inschrift spätestens ins Jahr 1786. 1798, ebenfalls durch eine Inschrift am Eingangsturz gekennzeichnet, entstand auf der gegenüberliegenden Seite der Läuferfingerstrasse der Kernbau des Untersuchungsobjektes. Es war ursprünglich ein traufseitiges Gebäude mit quadratischem Grundriss, einem Obergeschoss und Satteldach.

Das Gebäudeensemble mit Hotel, Ökonomie und Badhaus erfuhr im 19. Jahrhundert diverse Erweiterungen. So wurde Letzteres 1828 auf der Rückseite im Norden durch einen die ganze Gebäudebreite einnehmenden, mit einem Tonnengewölbe gedeckten Raum im Erdgeschoss erweitert. In diesem neuen «Serviceraum» erfolgte hangseitig die Wasserzufuhr von der auf der anderen Seite des angrenzenden Bielwegs liegenden Quelle sowie das Erhitzen des Wassers über einer Feuerstelle. Die Abtrennung eines Mittelganges vom



ursprünglich lediglich zweigeteilten Erdgeschoss machte das Einrichten von vier zusätzlichen kleinen Badekammern in der Westhälfte möglich. Die Obergeschosse erhielten vier neue Zimmer, und die aktuelle Dachgestalt mit seitlichen Mansarden und giebelseitigen Krüppelwalmen entstand. Heute noch präsentiert sich das Badhaus in dieser Gestalt.

In der Blütezeit des Bädertourismus um 1860 beherbergte das «Bad Ruch Eptingen» 75 Betten. In der Heimatkunde von 1871 ist zudem von acht gut eingerichteten Badezimmern mit dreissig Wannen und einer Duscheinrichtung die Rede. Diese acht Badekammern sind aktuell noch erhalten. Die vier grossen in der Osthälfte sind bis Hüfthöhe mit weissen Fliesen ausgekleidet. Bei den vier kleinen gegenüberliegenden Räumen scheinen Kalkanstriche mit blauen und schwarzen Akzenten für den Badespass genügt zu haben. 1924 wurde der Betrieb eingestellt. Nach dem Zweiten Weltkrieg

erfolgte der Umbau in ein Wohnhaus. Aktuell soll wieder ansprechender Wohnraum entstehen.

Durchführung und Bericht: Anita Springer
September 2017

Der rückwärtige Anbau
von 1828 mit Zuleitung
(links) und Feuerstelle
(rechts).

